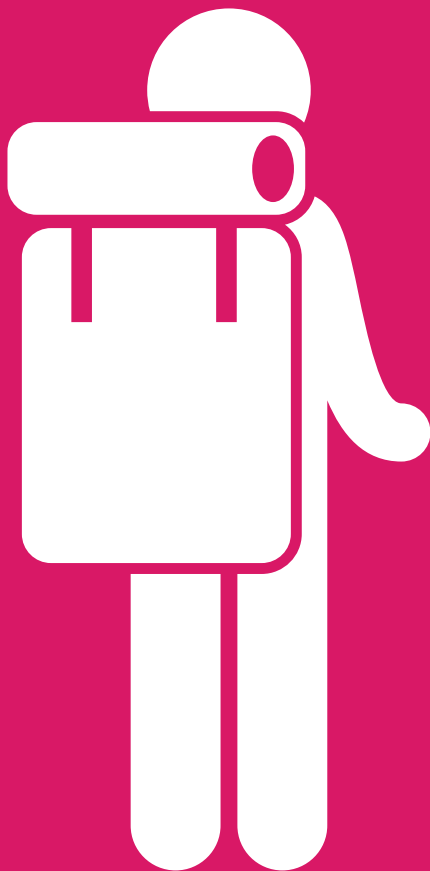


STADA

HEALTH REPORT 2020

Gesundheit auf allen Wegen?
So geht Europa Richtung Zukunft

Mit
Corona-
Spezial



1. Editorial



STADA kümmert sich als vertrauensvoller Partner um die Gesundheit der Menschen. Das ist und bleibt unser Anspruch. Auch in diesen turbulenten Zeiten haben wir als verlässlicher

Partner für eine kontinuierliche Produktion und Bereitstellung wichtiger Medikamente gesorgt und gleichzeitig die Sicherheit unserer Mitarbeiter vornan angestellt. Die Coronavirus-Krise hat uns einmal mehr bewusst gemacht, dass Gesundheit die ultimative Basis unseres Lebens ist. Und sie hat unser Verständnis von Gesundheitsversorgung verändert: Die Wertschätzung für medizinisches Fachpersonal wächst. Die Bereitschaft für digitale Medizin steigt – zum Beispiel in Form von Fernbehandlungen per Webcam. Mit dem Health Report begleiten wir die Gesellschaft auf ihrem Weg in die Zukunft der Gesundheit. Der Report liefert jährlich allen Partnern im Gesundheitswesen eine verlässliche Basis, um Trends zu erkennen und neue Entscheidungen zu treffen. Gleichzeitig sensibilisieren wir die Bevölkerung für wichtige Zukunftsthemen und klären über Wissenslücken auf.

Was wir in Corona-Zeiten lernen: Ärzte, Apotheker und das Pflegepersonal machen einen unglaublichen Job. Die Wertschätzung ihrer Arbeit ist deutlich gestiegen. Auch wurde immer mehr Menschen klar, wie wichtig Qualitätsmedikamente für unsere Gesundheit sind. Ein Großteil ist in dieser Krise mit dem Gesundheitssystem im eigenen Land zufrieden. Doch wir dürfen die Menschen, die sich alleingelassen fühlen und so den Glauben an das Gesundheitssystem verlieren, nicht vernachlässigen. Aufklärung und Agilität, wozu wir mit dem STADA Health Report beitragen wollen, sind gefragt.

Ein Blick in den Report: Was uns Corona auf jeden Fall noch einmal nachhaltig ins Gedächtnis gerufen hat: Die Gesundheit ist unser wichtigstes Gut, hinter dem alles andere zurückzu-

stehen hat. Das gilt länderübergreifend. Allerdings spüren die Menschen Unterschiede in Medizin und Gesundheitssystem. Unser STADA Health Report 2020 bestätigt das eindrucksvoll. Wir haben die Analyse dieses Jahr, in seiner sechsten Auflage, erneut ausgeweitet und um weitere drei Länder ergänzt. Damit vergrößert sich die repräsentative Datenbasis auf insgesamt 24.000 Menschen in zwölf europäischen Ländern – Belgien, Deutschland, Finnland, Frankreich, Italien, Österreich, Polen, Russland, der Schweiz, Serbien, Spanien und dem Vereinigten Königreich – und bietet so viele Einblicke in die Unterschiede im Wissen und in den Einstellungen zwischen den einzelnen Ländern. Eine Breite, die bei einer europäischen Gesundheitsstudie ihresgleichen suchen dürfte. So wird der STADA Health Report immer mehr zum Gradmesser, was gesamtgesellschaftlich und politisch in der Medizin sowie im Gesundheitswesen gefordert ist.

Kernthema der diesjährigen Ausgabe des STADA Health Reports bildet erneut „Die Zukunft der Gesundheit“. Dabei fällt auf: Die Offenheit gegenüber digitaler Medizin und innovativen Methoden ist im Vergleich zum Vorjahr insgesamt gestiegen. Allerdings müssen wir auch solche Menschen mitnehmen, die Sorge vor einem Missbrauch des Datenschutzes haben oder in der digitalen Welt noch nicht heimisch sind. Was unsere Studie auch zeigt: In manchen Bereichen zählt persönlicher Kontakt mehr als vorgeschobene Bequemlichkeit. So erhält der Großteil der Europäer seine Medikamente bevorzugt von der Apotheke vor Ort. Aber gleichzeitig gewinnen Online-Apotheken in vielen Ländern an Bedeutung.

Nun freue ich mich, dass wir die spannenden Ergebnisse des STADA Health Reports 2020 der Öffentlichkeit präsentieren können, und bin gespannt auf die Diskussionen, die er anstößt.

Ihr

Peter Goldschmidt
Chairman of the Executive Board/CEO

2. Ausgangslage, Ziele und Methodik



24.087

Befragte zwischen 18 und 99 Jahren in 12 Ländern



Feb. – März 2020

Befragungszeitraum der Onlinestudie



Thema

Der Weg in die Zukunft der Gesundheit



Urheber

Durchgeführt von der STADA Arzneimittel AG mit Kantar

Die Entstehung des zweiten internationalen STADA Health Reports 2020 fiel in bewegte Zeiten. Ab Ende Februar breitete sich das Coronavirus in Europa verstärkt aus – und machte uns einmal mehr die Wichtigkeit unserer Gesundheit und unserer Gesundheitssysteme bewusst.

Mit der fortschreitenden Ausbreitung des Coronavirus in Europa fiel unser Befragungszeitraum in eine nie da gewesene Situation. Einige Länder, die an der Umfrage beteiligt sind, waren besonders stark vom Virus betroffen. Eine Ausnahme-situation, zumal die Feldphase der Studie in den meisten Ländern im Februar und März stattfand. Der Fragebogen war schon Anfang Januar finalisiert – damals war von Corona in Europa noch keine Spur. Noch während der Feldphase haben wir deshalb eine zusätzliche Befragung in sechs teilnehmenden Ländern gestartet, die im April gelaufen ist. Was hat die Menschen in dieser Zeit besonders beschäftigt? Wie hat sich das Gesundheitssystem in ihrem Land in der Krise bewährt? Wie blicken sie in die Zukunft nach Corona? Diese und weitere Ergebnisse haben wir in einem Extrakapitel am Ende des Reports zusammengestellt.

Die Zukunft der Gesundheit – #futureofyourhealth

In den weiteren Kapiteln beschäftigt sich der STADA Health Report erneut mit dem Metathema „Zukunft der Gesundheit“ – #futureofyourhealth. Es geht um die Digitalisierung der Medizin, um Innovationen, um Genveränderungen und Polypillen. Aber auch die persönliche Zukunft spielt wieder eine große Rolle: In der diesjährigen Studie haben wir die Europäer intensiv nach ihren Ansichten rund um den Tod befragt.

Ein unschöner Trend, der sich in den vergangenen Jahren abzeichnete, waren vermehrt auftretende Sexually transmitted diseases in Europa. Daher behandelt der Health Report zudem die Themen Sex sowie Geschlechtskrankheiten. Neu dazu kommt auch der STADA-Zukunftsindex: Darin fassen wir ausgewählte Fragen aus dem vorherigen Report erneut auf, um so Veränderungen von Meinungen und Empfindungen im Laufe der Zeit nachzuvollziehen. Dass unser Wissen unser Handeln beeinflusst, haben die vergangenen Reports immer wieder gezeigt. Gerade „Gesundheit“ ist ein sehr emotionales Thema, betrifft es doch nicht nur uns selbst, sondern auch die Menschen, die uns wichtig sind. Deswegen haben wir die Studie um ein Sichtfeld erweitert. Mit Fragen zu „Denken und Reden“ wollten wir herausfinden, wie die Menschen über Gesundheitsthemen denken und ob sie darüber sprechen – und wenn ja, mit wem.

Ein kurzer Rückblick

Die Idee für eine länderübergreifende Studie entstand aus dem deutschen STADA Health Report, der von 2014 bis 2018 die „Health Literacy“ der Deutschen auf den Prüfstand gestellt hat. Im letzten Jahr wollten wir mit dem ersten internationalen STADA Health Report herausfinden, wie es in Europa um das Gesundheitswissen der Menschen bestellt ist und wie offen sie technischen Innovationen gegenüberstehen. Zum Thema „Zukunft der Gesundheit“ befragten wir in neun Ländern Menschen zwischen 18 und 99 Jahren zu Roboter-OPS, Gentests, Biosensoren und Behandlungen per Webcam, aber auch Burnout und Ernährung – mit spannenden Ergebnissen.

Stichprobe und Methodik 2020

Wie in den vergangenen Jahren führte die Beratungs- und Marktforschungsagentur Kantar erneut die Erhebung durch. Die Befragung erfolgte im Zeitraum von Februar bis März per Onlinestudie in den folgenden zwölf Ländern: Belgien, Deutschland, Finnland, Frankreich, Italien, Österreich, Polen, Russland, Schweiz, Serbien, Spanien und im Vereinigten Königreich. Im Vergleich zum Vorjahr sind Finnland, Österreich und die Schweiz neu dazugekommen. Pro Land wurden rund 2.000 Menschen befragt. Daraus ergeben sich insgesamt 24.087 Befragte zwischen 18 und 99 Jahren, repräsentativ für die Merkmale Geschlecht, Region und Alter.

Der Fragebogen war in sieben Themenblöcke unterteilt, in denen die Bereiche „Wissen“, „Denken und Reden“ sowie „Machen“ abgefragt wurden:

STADA-Zukunftsindex, digitalisierte Medizin, Impfen und Immunitäten, Sterben und Tod, Innovationen, Alltagskrankheiten und Sex und Gesundheit

Der Fragebogen umfasste 30 Fragen für alle Länder und ist grundsätzlich einheitlich. Lediglich dort, wo etwa unterschiedliche gesetzliche Grundlagen existieren, ist er länderspezifisch angepasst (Beispiel: Online-Apotheken). Darüber hinaus hatte jedes Land die Gelegenheit, der eigenen Bevölkerung bis zu drei Zusatzfragen zu stellen. Ergänzt wird der diesjährige Report durch ein Kapitel, das die Ergebnisse unserer zusätzlichen Umfrage zum Thema Coronavirus einordnet. Die Befragung wurde ebenfalls von Kantar durchgeführt und lief vom 23. bis 27. April in Deutschland, Italien, Russland, Serbien, Spanien und dem Vereinigten Königreich. Insgesamt nahmen 6.269 Personen an der Corona-Umfrage teil, repräsentativ für die Merkmale Alter, Geschlecht und Region.

3. Zusammenfassung



STADA-Zukunftsindex

- 74 Prozent der Europäer sind mit dem eigenen Gesundheitssystem zufrieden. Spitzenwerte in der Schweiz, in Österreich und Belgien (jeweils über 90 Prozent). Unzufriedenheit dagegen in den osteuropäischen Ländern Polen, Serbien und Russland (jeweils unter 40 Prozent).
- Im Vergleich zum Vorjahr wächst das Vertrauen in die Schulmedizin europaweit leicht: 70 Prozent aller Befragten vertrauen der Schulmedizin, im Vorjahr waren es 64 Prozent.
- Die Offenheit gegenüber Telemedizin und Behandlungen per Webcam hat sich im Vergleich zu 2019 deutlich erhöht (54 Prozent in 2019, 70 Prozent in 2020). Sieben von zehn Europäern können sich nun eine Webcam-Behandlung vorstellen.



Digitalisierte Medizin

- In Europa wächst insgesamt das Vertrauen in die Digitalisierung der Medizin: 40 Prozent würden zum Beispiel eine Gesundheits-App nutzen, die wichtige Daten direkt an den Arzt schickt. Eher misstrauisch sind Deutsche, Briten und Belgier.
- Die Apotheken vor Ort genießen großes Vertrauen bei den Befragten: Vier von fünf möchten ihre Medikamente am liebsten vom Apotheker vor Ort erhalten (Abholung oder Versand) und nicht von einer Online-Apotheke.
- Besonders wichtig ist der persönliche Kontakt zum Apothekenteam. Deutschland hingegen hat das, größte Vertrauen in Online-Apotheken – und das obwohl die Deutschen sonst in puncto Digitalisierung eher skeptisch sind.



Impfen und Immunitäten

- Nur 43 Prozent aller Befragten wissen, dass Antibiotika ausschließlich gegen Bakterien helfen. 32 Prozent denken fälschlicherweise, dass sie auch gegen Viren helfen würden, 21 Prozent unterstellen eine Wirkung gegen Pilzinfektionen und vier Prozent gegen Tumoren.
- Wissenslücken zeigen sich auch beim Thema „Impfungen“. Nur jeder Fünfte weiß, dass man sich gegen alle der folgenden Krankheiten impfen lassen kann: Masern, Hepatitis A/B, Windpocken, HPV. Italiener schneiden hier mit 34 Prozent Wissenden am besten ab.
- Eine gesetzliche Impfpflicht befürworten 82 Prozent aller Befragten. Skepsis herrscht vor allem in der Schweiz, Österreich und Russland (jeweils rund 30 Prozent dagegen), große Offenheit in Spanien (94 Prozent dafür), Finnland (89 Prozent) und Italien (88 Prozent).



Sterben und Tod

- 68 Prozent der Europäer befürworten die aktive Sterbehilfe. Besonders groß ist der Wunsch in Deutschland (78 Prozent), Österreich (77 Prozent), Finnland und Frankreich (jeweils 76 Prozent).
- Größere Ablehnung findet die Sterbehilfe in Osteuropa: In Russland sind 44 Prozent dagegen, in Polen 46 Prozent und in Serbien 58 Prozent. Hier sprechen häufig auch religiöse Motive dagegen.
- Wie offen reden die Europäer über den Tod? Die Briten sind eher verschlossen, von ihnen reden 44 Prozent nicht über den Tod, ähnliche Werte erreichen Russland und Serbien. Im Europadurchschnitt reden 38 Prozent nicht über den Tod. Dabei gilt: Je älter die Befragten, desto verschlossener.



Innovationen

- Europa ist im Tod vereint: Nur 16 Prozent würden ewig leben wollen, wenn das medizinisch möglich wäre. In keinem Land steigt „Lust auf ewiges Leben“ auf über 18 Prozent. In keiner Frage des Health Reports sind sich alle Länder so einig.
- Besorgniserregend ist, dass zu wenige Befragte wissen, welche Erkrankungen durch Gene begünstigt werden. Beispiel Osteoporose: Nur 22 Prozent wissen, dass diese Krankheit auch durch Veranlagung verursacht werden kann. Wüssten das mehr Menschen, würde womöglich auch die Anzahl der Vorsorgeuntersuchungen steigen, wenn in der Familie Fälle bekannt sind.
- Die Bereitschaft dazu, die eigenen Gene verändern zu lassen, um einer hypothetischen Krankheit zu entgehen, liegt europaweit bei 51 Prozent. Besonders offen dafür sind Spanier mit 63 Prozent.



Alltagskrankheiten

- Schlafprobleme sind zur Volkskrankheit geworden. Trotzdem ist europaweit nur jeder Dritte bereit, Schlafmittel auszu-testen. Spitzenreiter ist Finnland mit 50 Prozent. Europaweit haben 26 Prozent – unberechtigtweise – Angst vor einer möglichen Abhängigkeit.
- Erkältet zur Arbeit? „Natürlich“, sagen europaweit über 80 Prozent. Spitzenreiter sind Spanien, Frankreich und Italien (jeweils rund 90 Prozent der Arbeitnehmer). Vorbildlicher verhalten sich die Finnen, von ihnen würden „nur“ 59 Prozent erkältet zur Arbeit gehen. Möglicherweise hat die Corona-Pandemie für die Zukunft die Sensibilisierung für Ansteckungsgefahren erhöht, sodass künftig mehr Menschen auch bei einem leichten Schnupfen zu Hause bleiben.
- Bei der Einnahme von Medikamenten lesen 61 Prozent aller Befragten den Beipackzettel. Am häufigsten in den Beipackzettel schauen die Finnen (70 Prozent), die bei „Alltagskrankheiten“ ohnehin insgesamt den aufgeklärtesten Eindruck machen.



Sex und Gesundheit

- Nur 82 Prozent aller Befragten wissen, dass beim Analverkehr Geschlechtskrankheiten übertragen werden können. Beim Oralverkehr wissen das sogar nur 70 Prozent. Schockierende Ergebnisse.
- Ebenfalls schockierend: Nur 39 Prozent haben sich schon einmal auf Sexuallykrankheiten testen lassen. Das gilt auch für Singles: 62 Prozent der europäischen Singles haben sich noch nie auf mögliche Sexuallykrankheiten untersuchen lassen.
- Über Sex reden? Das machen 70 Prozent der Europäer. Topthema ist dabei die Häufigkeit von Sex. Über Sexuallykrankheiten haben 30 Prozent schon einmal gesprochen. Insgesamt zeigt sich: Je jünger die Befragten, desto offener reden sie über das Thema Sex.

Die europäische Gesundheitsstadt

 **24.087 Befragte***  **zwölf Länder***

Wie steht Europa zu wichtigen Fragen der Gesundheit? Wie offen sind die Europäer für Innovationen in der Zukunft? Wovor haben sie Angst? Worüber sprechen sie und worüber nicht? Die Gesundheitsstadt deckt auf.

76% der Polen haben Angst vor antibiotika-resistenten Keimen.
(Europa-Durchschnitt: 66%)

Nur **38%** der Österreicher würden eine hypothetische Polypille nehmen, um Erkrankungen vorzubeugen.
(Europa-Durchschnitt: 50%)

36% der Briten haben keine Ahnung, welche Krankheiten durch Gene begünstigt werden.
(Europa-Durchschnitt: 20%)

92% der Schweizer sind mit ihrem Gesundheitssystem zufrieden.
(Europa-Durchschnitt: 74%)

94% der Spanier befürworten eine gesetzliche Impfpflicht.
(Europa-Durchschnitt: 82%)

32% der Russen schließen kategorisch aus, über den Tod zu sprechen.
(Europa-Durchschnitt: 19%)

Nur **42%** der Serben können sich vorstellen, eine mögliche Sterbehilfe in Anspruch zu nehmen.
(Europa-Durchschnitt: 68%)

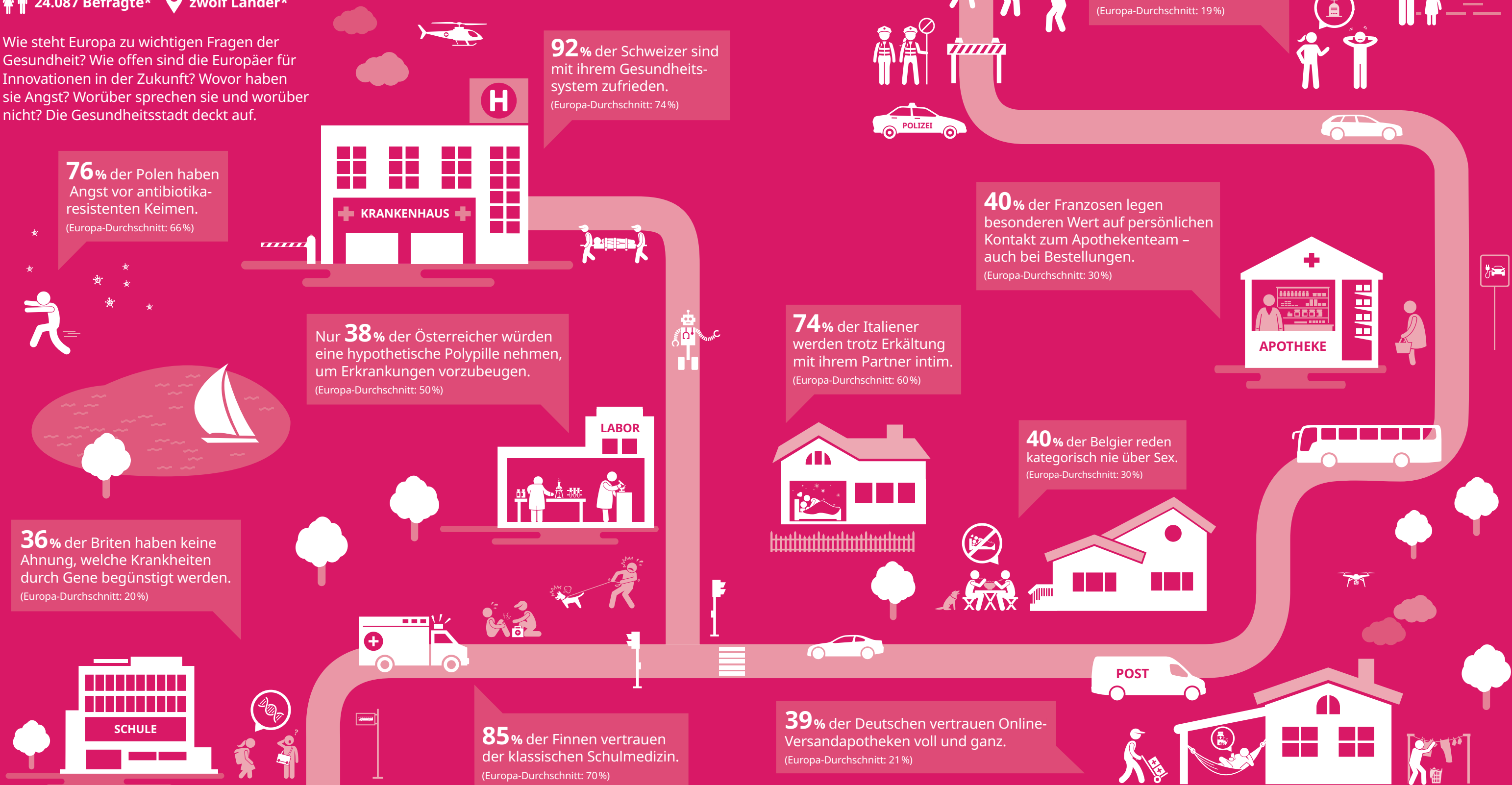
40% der Franzosen legen besonderen Wert auf persönlichen Kontakt zum Apothekenteam – auch bei Bestellungen.
(Europa-Durchschnitt: 30%)

74% der Italiener werden trotz Erkältung mit ihrem Partner intim.
(Europa-Durchschnitt: 60%)

40% der Belgier reden kategorisch nie über Sex.
(Europa-Durchschnitt: 30%)

39% der Deutschen vertrauen Online-Versandapotheken voll und ganz.
(Europa-Durchschnitt: 21%)

85% der Finnen vertrauen der klassischen Schulmedizin.
(Europa-Durchschnitt: 70%)



*24.087 Befragte in zwölf Ländern: Belgien, Deutschland, Finnland, Frankreich, Italien, Österreich, Polen, Russland, Schweiz, Serbien, Spanien und UK. Befragungszeitraum der Online-Erhebung: Februar bis März 2020. Durchgeführt von Kantar im Auftrag der STADA Arzneimittel AG.

4. Analyse und Ergebnisse



4.1 STADA-Zukunftsindex

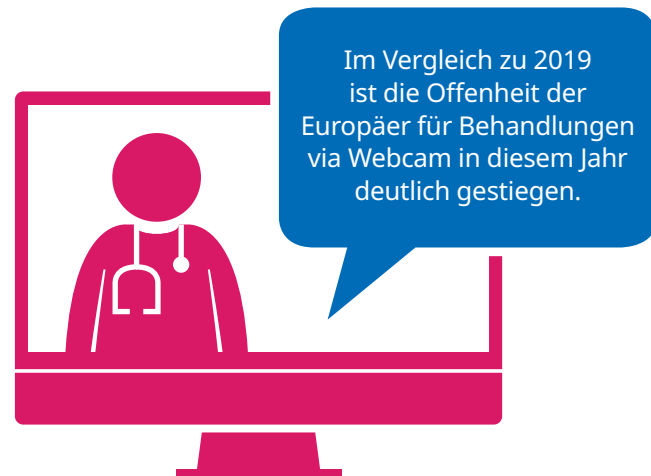
Offenheit für Telemedizin steigt enorm

Wie wird unser Gesundheitssystem in 10, in 20, in 50, ja vielleicht in 100 Jahren aussehen? Geht es nach den rund 24.000 repräsentativ befragten Europäern, nicht revolutionär anders als heute. Denn drei Viertel der Menschen sind mit dem aktuellen Gesundheitssystem zufrieden. Die höchste Zufriedenheit äußern die Schweizer: 92 Prozent der Eidgenossen sind sehr zufrieden oder zufrieden. Spitzenwerte gibt es auch in Österreich und Belgien (je 91 Prozent). Lediglich in drei der befragten europäischen Länder sind mehr Menschen mit dem Gesundheitssystem unzufrieden als zufrieden: In Polen sind nur 38 Prozent zufrieden, in Serbien 37 Prozent und in Russland 34 Prozent. Fazit: In diesen Regionen hat offenbar nur etwa ein Drittel nicht unter dem Gesundheitssystem zu leiden (in Russland vor allem Menschen mit sehr hohem Einkommen). Zwei Drittel sehen jedoch Verbesserungsbedarf.

Wie unsere Medizin von morgen aussehen wird, darüber sind sich die befragten Europäer ebenfalls weitgehend einig. Sie vertrauen mit großer Mehrheit, nämlich zu 70 Prozent, der Schulmedizin. Zum Vergleich: Im Vorjahr waren es 64 Prozent. Das Vertrauen in die klassische Medizin wächst also. Besonders groß ist es in Finnland (85 Prozent), im Vereinigten Königreich (84 Prozent) und in Spanien (82 Prozent) – in den beiden letztgenannten Ländern ist es sogar noch gestiegen (Vorjahr: jeweils 76 Prozent; Finnland war im Vorjahr nicht Teil der Befragung). In Serbien (35 Prozent), Österreich (24 Prozent) und der Schweiz (23 Prozent) zeigt sich hingegen eine überdurchschnittliche Offenheit für alternative Medizin wie Homöopathie und Akupunktur. Was sich auch offenbart: Schulmedizin und Fernbehandlung via Webcam schließen sich nicht aus. Sieben von zehn der befragten Europäer würden sich auch auf diese Weise versorgen lassen – also der gleiche Anteil, der auch der Schulmedizin vertraut. Hier hat die Aufklärungsarbeit über die Medien offenbar bereits erste Früchte getragen. Auch Maßnahmen in Corona-Zeiten, in denen Webcam-Behandlungen Praxiskapazitäten entlastet

und Ansteckungsgefahren reduziert haben, tragen dazu wohl bei. Hier hat Spanien gegenüber dem Vorjahr (61 Prozent) zugelegt und ist nun mit 82 Prozent Spitzenreiter in puncto Zustimmung zu einer Webcam-Behandlung. Auch in Italien (79 Prozent, ein Plus von 28 Prozent) und Belgien (58 Prozent, plus 21 Prozent) findet die Fernbehandlung immer mehr Zuspruch – in Belgien allerdings nach wie vor auf recht niedrigem Niveau. Ohnehin finden wir in Belgien, dem Land mit besonders hoher Zufriedenheit mit dem Gesundheitssystem, eine spezielle Situation vor: ein überdurchschnittlich großes

Bereitschaft zur Webcam-Behandlung enorm gestiegen.



54 % der Befragten waren 2019 für eine Webcam-Behandlung. **70 %** der Befragten sind 2020 für eine Webcam-Behandlung.

Vertrauen in die Schulmedizin (77 Prozent) bei insgesamt – trotz des Anstiegs – noch relativ breiter Skepsis gegenüber einer Webcam-Behandlung. 28 Prozent der Belgier geben zu, sie hätten dabei ein „komisches Gefühl“. Belgische Frauen sind mit einem Anteil von 33 Prozent (Europa: 20 Prozent) besonders skeptisch. Bei den Männern im Land trifft das nur auf 23 Prozent zu (Europa: 16 Prozent).



4.2 Gesundheit in Bits & Bytes

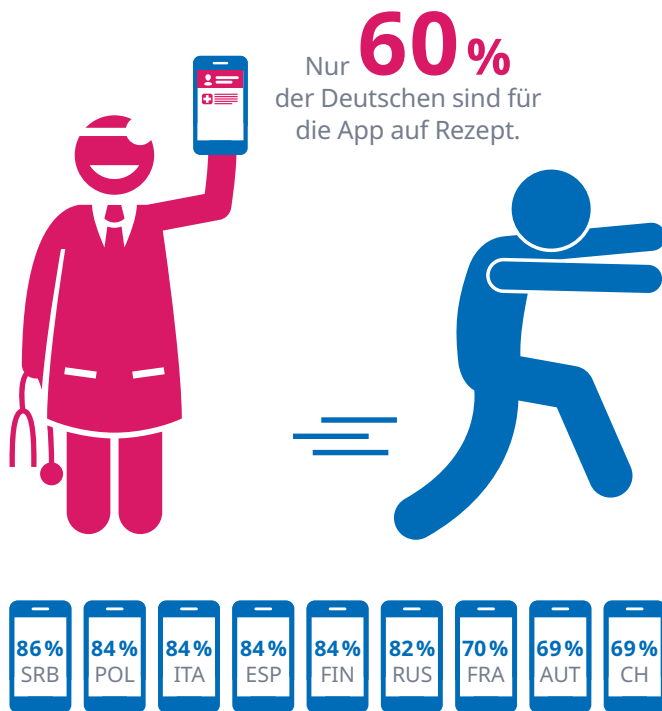
Medizin 4.0: digitalisierte Gesundheit

Das Thema „Digitalisierung im Gesundheitsbereich“ ist sehr sensibel. Datenschutz gilt, insbesondere mit der EU-Datenschutzgrundverordnung (EU-DSGVO), als hohes Gut. Daher liegt in der digitalisierten Medizin noch viel Potenzial. Der STADA Health Report zeigt, im Vergleich zu 2019, insgesamt eine größere Offenheit gegenüber digitaler Medizin. So würden 40 Prozent der Europäer eine Gesundheits-App, die die wichtigsten Daten direkt dem Arzt übermittelt, auf dem Smartphone nutzen, um den Gang zur Kontrolluntersuchung einzusparen. Besonders in den flächenmäßig weitläufigen Regionen von Finnland und Russland ist dieses das wichtigste Pro-Argument (jeweils 49 Prozent). Italiener sehen als Hauptvorteil, die eigene Gesundheit immer im Blick zu haben und bei Verschlechterung zu reagieren (42 Prozent) – und zwar altersübergreifend. Ein dickes Brett haben Mediziner und Datenschützer dagegen in Deutschland zu bohren: 17 Prozent haben Angst um die Sicherheit ihrer Daten (europaweit: 11 Prozent), 28 Prozent sehen keinen Mehrwert in solch einer App. Großes Misstrauen herrscht auch in Belgien und UK. Hier steigt die Ablehnung mit dem Alter.

Auch bei der Digitalisierung bisher analoger Gesundheitsdaten zeigen sich die Deutschen und Briten besonders ablehnend. Während viele der befragten Europäer die digitale Variante von Terminerinnerung (56 Prozent), Befundzettel (53 Prozent) und Impfausweis (52 Prozent) befürworten, ist die Skepsis in Deutschland – aufgrund von Angst um die Datensicherheit (15 Prozent) – und in UK – aufgrund von geringer Notwendigkeit der digitalen Varianten (16 Prozent) – besonders hoch. Ganz anders sehen das zum Beispiel die Serben: Für sie ist es besonders wichtig (73 Prozent), dass sich Arztbriefe auf diese Weise bequem etwa zum Facharzt weiterleiten lassen. Eine digitale Akte aller relevanten Gesundheitsdaten ist in Russland sehr gefragt (73 Prozent), während 69 Prozent der Menschen in Finnland einen digitalen Impfpass befürworten. Spanier sehen

App auf Rezept? Deutschland eher skeptisch.

Europa kann sich mit dem Gedanken einer App auf Rezept anfreunden. Einige Länder sind noch etwas weniger offen: UK (65 %), Belgien (68 %) und vor allem Deutschland:



den Hauptnutzen von digitalisierten Gesundheitsdaten vor allem darin, an Arzttermine erinnert zu werden (67 Prozent). In Russland, Finnland und Spanien spielt also der Bequemlichkeitsaspekt durch digitalisierte Gesundheit eine große Rolle.

Apotheken vor Ort genießen hohes Vertrauen

Quer durch fast alle Länder geht dagegen das Vertrauen in den Apotheker vor Ort. Auch wenn die Onlinewelt viele Branchen bereits dominiert – an der Medikamentenlieferung beißt sie sich weitgehend die Zähne aus. Denn der Großteil der Europäer vertraut beim Einlösen seiner Arztrezepte dem Apotheker vor Ort. Vier von fünf möchten das Medikament nur aus den Händen ihres Apothekers beziehungsweise seines Boten empfangen. Fast 40 Prozent haben keine Ahnung, ob rezeptpflichtige Medikamente in ihrem Land überhaupt von Online-Versandhändlern zu beziehen sind – und sehen offenbar auch keine Veranlassung, sich ernsthaft mit dem Thema

74%

der Europäer sind zufrieden mit ihrem Gesundheitssystem.

80%

möchten ihre Medikamente nur vom lokalen Apotheken-Kurier empfangen.

66%

der Europäer haben Angst vor antibiotikaresistenten Keimen.

zu befassen. Denn die Mehrheit schätzt den Kontakt zum Apotheker oder hat Angst vor gefälschten Medikamenten, die vom unpersönlichen Versandhändler kommen könnten.

Besonders in Frankreich ist der persönliche Kontakt zum Pharmazeuten vor Ort wichtig (40 Prozent). Spanier vertrauen der Auslieferung durch einen Boten der Apotheken mehr (37 Prozent) als dem Shop aus dem Internet (30 Prozent). Jeder dritte Europäer hat Angst vor Fälschungen und damit vor möglichen Auswirkungen auf seine Gesundheit. Hintergrund könnten bereits einige solcher Fälle in den vergangenen Jahren sein, die die Bevölkerung sensibilisiert haben. In Deutschland, einem Land mit vergleichsweise strengem Kontrollsystem und relativ wenigen bekannten Fällen, hat nur jeder Vierte Angst vor gefälschten Medikamenten. Die Deutschen haben insgesamt das größte Vertrauen in Online-Apotheken (39 Prozent).



4.3 Impfungen & Antibiotika: Zwischen Pflicht und Panik

Große Wissenslücken und hoher Aufklärungsbedarf

Antibiotika und die Resistenz vieler Keime werden immer häufiger zum Thema in den Massenmedien. Umso erstaunlicher, dass zu viele Menschen ein gefährliches Halbwissen offenbaren. 73 Prozent wissen zwar, dass Antibiotika gegen Bakterien helfen, allerdings lediglich 43 Prozent, dass sie eben nur Bakterien bekämpfen. Dafür assoziieren zwei Drittel der Befragten sie auch als Mittel gegen andere Krankheitserreger – 32 Prozent denken, dass sie gegen Viren helfen, 21 Prozent gegen Pilze, vier Prozent gegen Tumoren. Fünf Prozent glauben fälschlicherweise, sie würden gegen alles Genannte helfen. Weitere sieben Prozent kapitulieren: „Ich weiß es nicht“.

Dabei äußern die polnischen Befragten von allen Europäern die größte Angst vor antibiotikaresistenten Keimen (76 Prozent – zehn Prozent mehr als der europäische Durchschnitt). In der Schweiz ist die Hälfte der Bevölkerung der Meinung, Antibiotika würden zu oft und zu früh verschrieben (51 Prozent). Doch Angst hat noch nicht zum freiwilligen Schließen der Wissenslücken geführt. Aufklärung tut not – und das in allen Ländern und quer durch alle Schichten. Denn auch bei der Einnahme von Antibiotika klafft europaweit ein riesiges Informationsloch. 70 Prozent wissen um die schädlichen Folgen von Bier bei Antibiotika-Einnahme, 28 Prozent von Zitrusäften, 25 Prozent von Milch. Jeder Vierte

Gefährliches Halbwissen bei Antibiotika.



Nur **43%**
aller Europäer wissen,
dass Antibiotika ausschließlich
gegen Bakterien helfen.



Überdurchschnittlich gutes Wissen haben Serben mit 54% und Österreicher mit 53%.

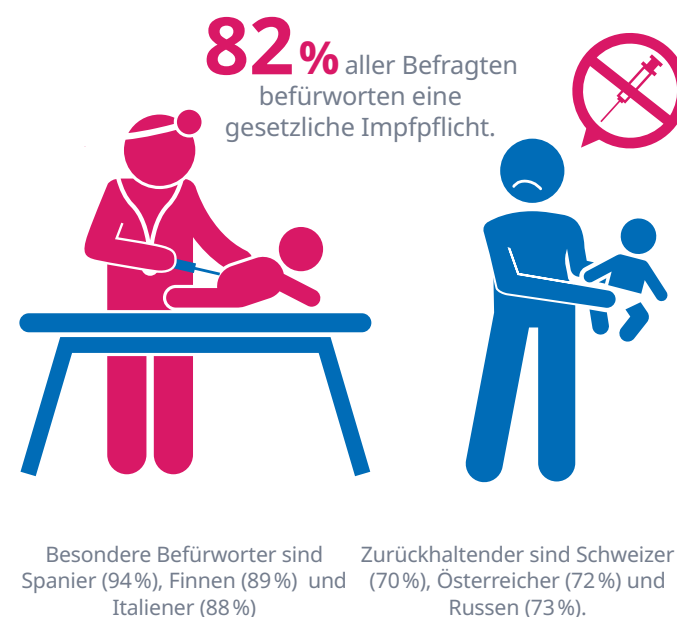
reicht jedoch hier fälschlicherweise auch Kaffee ein. Nur zwei Prozent kennen alle richtigen Antworten. In Frankreich ist die Spanne dabei besonders breit. Die Franzosen wissen am häufigsten (42 Prozent) um den Einfluss von Zitrusäften, aber am seltensten um den möglichen Einfluss von Bier (59 Prozent). Größere Kenntnisse rund ums Medikament dürften zahlreiche Antibiotika-Therapien erfolgreicher und insgesamt effizienter machen. Dadurch ließen sich mittel- bis langfristig möglicherweise die Risiken antibiotikaresistenter Keime reduzieren.

Steigert das Coronavirus die Impfbereitschaft?

Hohen Aufklärungsbedarf bietet auch das Thema „Impfen“ mit zahlreichen Wissenslücken und Fehlannahmen, vor allem rund um Impfungen gegen humane Papillomviren (HPV), welche Feigwarzen oder Zellveränderungen, die zu Krebs führen können, hervorrufen können. 83 Prozent der Europäer haben richtigerweise gehört, dass man gegen Masern geimpft werden könne. Bei Hepatitis A/B sind es 70 Prozent, bei Windpocken 69 Prozent. Eine Impfung gegen

HPV kennen weitaus weniger, nämlich lediglich 46 Prozent. Nur jeder fünfte Europäer (22 Prozent) weiß, gegen welche Krankheiten er sich insgesamt impfen lassen kann. Hier schneiden Serben (11 Prozent) und Russen (12 Prozent) besonders schlecht, Italiener (34 Prozent) überdurchschnittlich gut ab. Da verwundert es nicht, dass die beiden erstgenannten Bevölkerungen nur selten in ihren Impfpass schauen oder ihn dauerhaft verlegt haben. Der Impfpass scheint insgesamt für viele Europäer nicht den gebührenden Stellenwert zu haben. Jeder zweite Europäer räumt ein, sich nicht mehr zu erinnern, wann der letzte Blick erfolgte oder wo der Impfpass überhaupt sei. Gerade einmal jeder Zehnte schaut regelmäßig, einmal pro Quartal, rein. Spitzenreiter ist Deutschland: Hier prüft jeder Fünfte quartalsweise seinen Impfausweis.

Europa fordert die Impfpflicht.



Eine mögliche Lösung sehen einige Gesundheitspolitiker in einer gesetzlichen Impfpflicht – ein emotionales Reizthema. Denn hier prallen gesellschaftlicher Gesundheitsschutz und Eigenverantwortung aufeinander. Europaweit sind aber 82 Prozent eher dafür. In Ländern ohne jede Impfpflicht wie Österreich und der Schweiz stößt die obligatorische Impfung

auf überdurchschnittlich hohe Ablehnung. „Bevormundung“ lautet eins der Hauptargumente, „Angst vor Nebenwirkungen“ ein weiteres. In Spanien (94 Prozent) und Finnland (89 Prozent) dagegen würde die Mehrheit der Bevölkerung sie begrüßen, obwohl mindestens jeder Zweite in beiden Ländern nicht weiß, wann er das letzte Mal in den Impfpass geschaut hat oder wo sich dieser überhaupt befindet. In Staaten mit Impfpflicht wie Belgien, Frankreich und Italien ist das Echo geteilt: Belgier und Italiener haben insgesamt weniger Probleme damit als Franzosen. Ein Patentrezept, wie sich die Mehrheit der Bevölkerung von der Sinnhaftigkeit von Impfungen überzeugen lässt, gibt es also offenbar nicht. Zu erwarten ist jedoch, dass die Diskussionen rund um einen möglichen Impfstoff gegen COVID-19 manchen Impfgegner ins Grubeln bringen.



4.4 Tabuthema Tod?

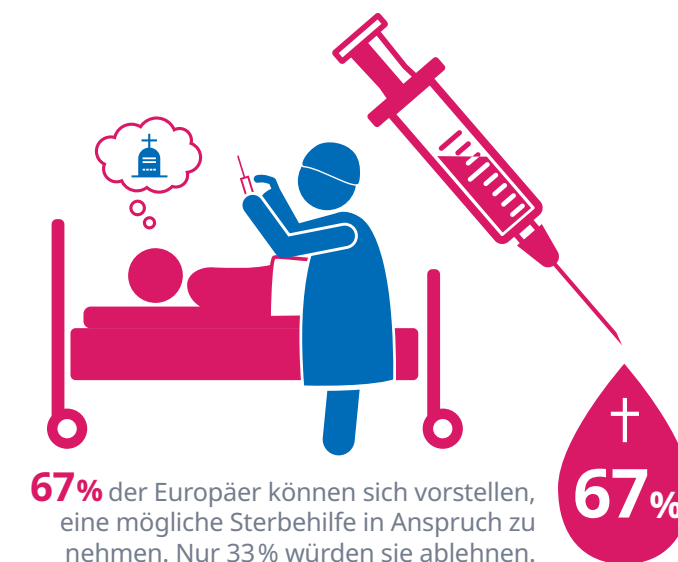
Sterbehilfe – ja oder nein?

Neben der Impfpflicht wird auch das Thema „Sterbehilfe“ kontrovers und emotional diskutiert. Jeder Zehnte lehnt sie aus religiösen Gründen partout ab. Weniger als jeder zweite Europäer (43 Prozent) weiß, was „aktive Sterbehilfe“ genau bedeutet, nämlich dass ein Dritter, zum Beispiel ein Arzt, auf den ausdrücklichen Wunsch eines Patienten dessen Tod herbeiführt. Dabei differenzieren die Länder zum Teil nach dem Grad der Unterstützung: nach „aktiver Sterbehilfe“, „passiver Sterbehilfe“ und „ärztlich unterstützendem Tod“. Aktive Sterbehilfe ist von den befragten Ländern nur in Belgien erlaubt. In Polen, Russland, Serbien, Spanien und im Vereinigten Königreich ist jede Form von Sterbehilfe verboten. In anderen Regionen sind Formen von passiver oder indirekter Sterbehilfe oder Beihilfe zur Selbsttötung zum Teil erlaubt. In Italien ist die Gesetzeslage unklar. Das wirkt sich nicht auf das Wissen rund um Sterbehilfe aus: In Polen, Serbien und Spanien ist Sterbehilfe verboten und das Wissen über die korrekte Definition unterdurchschnittlich. In Russland und im Vereinigten Königreich ist Sterbehilfe ebenfalls verboten, doch das Wissen darüber liegt über dem Durchschnitt – genauso wie in Österreich, der Schweiz und in Deutschland, wo Sterbehilfe zum Teil erlaubt ist. In Belgien kennt nur jeder Dritte die genaue Definition. Eine vollkommene Öffnung führt also nicht zwangsläufig dazu, dass sich die Menschen intensiver damit befassen. Mit dem Alter steigt jedoch das Wissen über aktive Sterbehilfe: Während bei den 18- bis 34-Jährigen nur 39 Prozent die genaue Definition kennen, sind es bei den 35- bis 49-Jährigen schon 43 Prozent bei den 50- bis 99-Jährigen 44 Prozent.

Bereitschaft zu Sterbehilfe steigt mit dem Wissen

Was sich andeutet: Wer viel über aktive Sterbehilfe weiß, sich also mit dem Thema bereits intensiv auseinandergesetzt hat, bei dem wächst die Bereitschaft, sie bei Krankheit oder dauerhaften Qualen selbst in Anspruch zu nehmen. In Deutschland und Österreich, Ländern mit hohem Wissensstand, liegt diese bei insgesamt 78 beziehungsweise 77 Prozent (Europa: 68 Prozent). In Serbien, wo die Menschen sich bisher nur wenig mit dem Thema beschäftigt haben, gibt es dagegen nur 42 Prozent, die aktiver Sterbehilfe bei sich selbst zustimmen würden. Hier gilt der Tod in weiten Kreisen als Tabu: Fast jeder zweite Serbe (47 Prozent) gibt an, noch nie mit jemandem über den Tod gesprochen zu haben. Ähnlich ist es in Russland (55 Prozent) und im Vereinigten Königreich (44 Prozent). Im Allgemeinen ist es meistens der engste Familienkreis, mit dem sich der Durchschnittseuropäer über den Tod austauscht (44 Prozent) – noch vor dem Lebenspartner (32 Prozent) oder dem Arzt (fünf Prozent). Interessanterweise reden Frauen weitaus häufiger mit nahen Verwandten über den Tod als Männer (51 zu 37 Prozent). Mit dem Partner reden beide Geschlechter in etwa gleich viel darüber (je 32 Prozent). 42 Prozent der Männer haben noch nie über den Tod gesprochen. Zum Vergleich: Bei Frauen sind es nur 33 Prozent. Überraschend ist die schleichende Enttabuisierung des Todes im Generationenvergleich: 89 Prozent der 18- bis 34-Jährigen haben schon mit

Europäer befürworten die Sterbehilfe.



Verwandten, dem Partner oder dem Arzt darüber gesprochen. Bei den 35- bis 49-Jährigen sind es noch 83 Prozent, bei den 50- bis 99-Jährigen jedoch nur noch 76 Prozent.

Mit anderen über den Tod zu reden ist die eine, sich selbst darüber zu informieren die andere Sache. Offenbar macht mancher das Thema lieber mit sich selbst aus – wie die Serben. 68 Prozent, ein überdurchschnittlicher Anteil, kennen hier die häufigste europaweite Todesursache: Herzinfarkte (Europa: 62 Prozent). Besondere Unkenntnis offenbart sich in Frankreich, Polen, Belgien und im Vereinigten Königreich – bis auf die Briten alles Menschen, die durchaus bereit sind, mit anderen über den Tod zu diskutieren.



4.5 Die Medizin von übermorgen

Europa wartet auf die „Wunderpille“

Der Großteil der Europäer hat bereits mit einem Dritten über den Tod geredet. Auch ist die Mehrheit im Falle schwerer Erkrankung bereit, Sterbehilfe in Anspruch zu nehmen. Doch ewig leben? Nein, das möchten die meisten Menschen nicht. Bei keinem anderen Thema herrscht länderübergreifend eine höhere Einigkeit: Nur 16 Prozent aller Befragten würden ewig leben wollen. In keinem Land steigt der Wert auf über 18 Prozent. 41 Prozent halten ewiges Leben ohnehin für „Hokuspokus“, in Italien sogar fast jeder Zweite. In Russland ist der Anteil derer, die ewiges Leben irgendwann für möglich halten, am höchsten (19 Prozent). Aber selbst wenn es eines Tages realistisch würde, würden auch in Russland nur 17 Prozent ewig leben wollen. Und: Je älter die Menschen werden, desto weniger Interesse besteht an ewigem Leben. Vielleicht ist am Hollywood-Zitat „Der Tod macht den Tag erst lebenswert“ etwas Wahres dran.

Gründe – zumindest im Hinterkopf – könnten die Angst vor damit verbundenen zusätzlichen Altersbeschwerden sein und ein derzeit unbefriedigendes Gesundheitssystem. Denn Krankheiten im Alter machen den Menschen zu schaffen. Medizinische Fortschritte in diesen Bereichen begrüßen die meisten befragten Europäer sehr: Europa wartet praktisch auf die „Wunderpille“, die uns von allen Beschwerden im Alter befreit. Jeder Zweite wäre bereit, eine solche „Polypille“ zu nehmen, also ein Medikament, das mehrere Wirkstoffe in sich vereint. Das gilt speziell für Menschen mit einer diagnostizierten Herz-Kreislauf-Erkrankung (23 Prozent), der europaweit häufigsten Todesursache.

50%

der Euopäer würden eine Polypille gegen Beschwerden im Alter nehmen.

78%

der Befragten wissen nicht, dass Osteoporose durch Gene begünstigt wird.

55%

der Europäer wissen nicht, dass Alkohol zu Schlafstörungen führen kann.

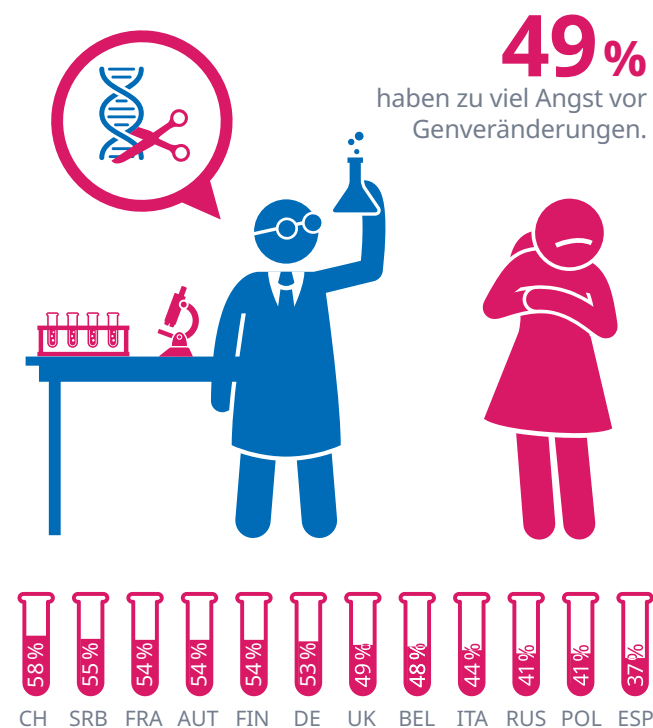
Am offensten für eine Polypille zeigen sich die Russen (65 Prozent) und Polen (64 Prozent), zwei Bevölkerungsgruppen, in denen die meisten Menschen mit dem Gesundheitssystem unzufrieden sind. Die größten Gegner einer Polypille finden sich in Österreich und der Schweiz – Ländern, in denen die höchste Zufriedenheit mit dem eigenen Gesundheitssystem herrscht. Das legt den Schluss nahe: Je schlechter das Gesundheitssystem bewertet wird, desto größer ist der Wunsch nach innovativen Medikamenten.

Skepsis gegenüber Genveränderungen

Neben dem Alter beeinflussen auch die Gene unsere Gesundheit. Das zeigt die Forschung, die immer tiefer in diese Welt eindringt. Grund genug, sich bei Vorerkrankungen in der Familie auf Erbkrankheiten untersuchen zu lassen. Doch das passiert viel zu selten. Denn diese Erkenntnis hat sich noch

Hälfte der Europäer mit Skepsis vor Genveränderungen.

Mit einer gezielten Genveränderung könnten Sie einer künftigen Erkrankung entgehen. Klingt super? Findet nur die Hälfte der Europäer.



nicht in der breiten Bevölkerung durchgesetzt. Zu wenige Europäer kennen die Krankheiten, die durch Veranlagung begünstigt werden. Mehr als die Hälfte wissen, dass das bei Herz-Kreislauf-Erkrankungen (55 Prozent) und Brustkrebs (54 Prozent) der Fall ist. Doch dass es auch auf Osteoporose (22 Prozent), Parkinson (38 Prozent), Arthrose (21 Prozent) und Depressionen (27 Prozent) zutrifft, wissen schon deutlich weniger. Alle richtigen Antworten hat nur knapp jeder Zwanzigste auf dem Schirm. Dabei könnten frühzeitige Diagnosen und Therapien einen schweren Verlauf verhindern, beispielsweise bei Osteoporose. Hinzu kommt noch eine große Skepsis gegenüber genetischen Behandlungen: Nur die Hälfte würden in einem hypothetischen Szenario ihre Gene verändern lassen, um damit einer sicheren Krankheit zu entgehen, die bei einem Gentest erkannt wurde. Besonders hoch ist die Bereitschaft in Spanien (63 Prozent), besonders niedrig in der Schweiz (43 Prozent). Jeder vierte Schweizer hofft einfach, dass die Erkrankung doch nicht eintrete.

Fazit: Viele der befragten Menschen unterschätzen den Einfluss der Gene auf die Gesundheit. Wenn die Bedeutung der Gene klarer wäre, würde womöglich die Zahl der Vorsorgeuntersuchungen steigen – und parallel dazu auch die künftige Bereitschaft zur Genveränderung.



4.6 Von Schnupfen und Schlafmitteln

Sorglosigkeit bei Erkältung und Schlafstörungen

Eine gewisse Sorglosigkeit legen manche Europäer bei Alltagserkrankungen an den Tag. 61 Prozent interessieren sich für den Beipackzettel, wenn sie ein Medikament einnehmen. Besonders häufig gilt das noch für Finnen (70 Prozent) und Österreicher (69 Prozent), in Frankreich sind es dagegen lediglich 45 Prozent. Mehr als acht von zehn Menschen in Beschäftigung gehen trotz einer Erkältung arbeiten. Ein Schnupfen könne sie nicht davon abhalten, sagt ein Drittel. Weitere jeweils elf Prozent wollen die Kollegen nicht im Stich lassen oder halten sich schlichtweg für unentbehrlich („Es ist viel zu tun“). Am häufigsten gehen Arbeitnehmer in Spanien erkältet zu Arbeit (94 Prozent), gefolgt von Franzosen (91 Prozent) und Italienern (90 Prozent). Dabei gab in diesen Ländern im STADA Health Report des Vorjahres jeder Zweite an, bereits ein Burnout erlitten zu haben oder kurz davor zu stehen. Ganz anders ist es dafür in Finnland: Hier gehen lediglich 59 Prozent erkältet zur Arbeit – vorbildliches Verhalten aus Gesundheitsperspektive. Gut möglich, dass die Corona-Pandemie in Europa

Südeuropäische Sorglosigkeit bei Erkältungen

Spanier, Franzosen und Italiener gehen besonders oft trotz Erkältung zur Arbeit.



4 von 5 europäischen Arbeitnehmern gehen erkältet arbeiten.



insgesamt die Sensibilisierung für Ansteckungen erhöht hat und sich künftig mehr Menschen auch bei der Erkältung denken #stayhome. Sorglosigkeit und Ahnungslosigkeit sind auch beim Thema Schlafstörungen zu beobachten: 90 Prozent der Europäer wissen, dass sie von Stress verursacht werden. Auch dass Depressionen (73 Prozent) sowie Jetlag und Schichtarbeit (68 Prozent) zu möglichen Auslösern zählen, ist noch mehrheitlich bekannt. Dass jedoch auch Alkoholkonsum den Schlaf beeinträchtigen kann, weiß nur eine Minderheit (45 Prozent). Alle vier möglichen Ursachen von Schlafstörungen kennt nur jeder fünfte Europäer (22 Prozent).

Bananen stören einen gesunden Schlaf?

Großer Spitzenreiter mit Abstand ist Finnland: Hier wissen 55 Prozent alle korrekten Antworten, und hier ist auch europaweit die Bereitschaft zu Schlafmitteln am größten (50 Prozent – Europa: 33 Prozent). Kein Wunder, denn gerade im Sommer mit seiner Mitternachtssonne wird es lange Zeit nicht

dunkel – keine ideale Voraussetzung für gesunden Schlaf. Kuriosum im Vereinigten Königreich, Deutschland und Österreich: Hier glaubt ein Fünftel der Menschen, dass der Verzehr von Lebensmitteln wie Bananen ebenfalls den Schlaf stören könnte. Die Ahnungslosigkeit rund um das Thema verschärft sich dadurch, dass sich Schlafstörungen zu einer Volkskrankheit entwickelt haben. Nach einer internationalen Studie der Swiss School of Public Health von 2015 bei Menschen ab 50 Jahren leidet mindestens jeder Sechste an Schlafproblemen, in manchen Ländern wie Spanien, Deutschland und Belgien mehr als jeder Vierte, in Frankreich und Polen sogar fast 30 Prozent.¹ Diese Werte korrespondieren mit dem Anteil der Menschen, die bereit sind, ein Schlafmittel zu nehmen: 33 Prozent europaweit. Doch offenbar beschäftigen sich viele erst dann mit diesem Gedanken, wenn sie akute Probleme haben – und wenn es zu spät ist, chronische Schlafprobleme im Vorfeld zu vermeiden. Jeder Vierte hat insgesamt – mehrheitlich unberechtigtweise – Angst, von Schlafmitteln abhängig zu werden – am meisten in Frankreich (33 Prozent).



4.7 Gesundheitsrisiko Sex?

Fatale Unkenntnis bei Sexually transmitted diseases

Was sich in anderen Bereichen des STADA Health Reports 2020 gezeigt hat, bestätigt sich auch bei Sex und Gesundheit: Die Europäer wissen zu wenig über Sexually transmitted diseases. Europaweit haben die bisherigen Aufklärungskampagnen offenbar noch zu wenig gefruchtet. Und das kann im schlimmsten Fall fatale Folgen haben und zu schweren Geschlechtskrankheiten führen. Gerade einmal 39 Prozent der Europäer haben sich schon einmal auf sexuell übertragbare Krankheiten testen lassen, nur jeder Zehnte regelmäßig. 34 Prozent halten einen solchen Test für unnötig. 62 Prozent der Singles haben sich noch nie testen lassen. Ein schockierender Wert, vor allem, wenn man unterstellt, dass Singles tendenziell eher häufiger wechselnde Sexualpartner haben. Positive Ausreißer sind die Russen, von ihnen haben sich schon 69 Prozent testen lassen. Bedenklich ist auch das fehlende Wissen über die Ansteckungswege: Es wissen zwar immerhin 90 Prozent der Europäer, dass bei Vaginalverkehr Geschlechtskrankheiten übertragen werden können. Beim Anal- (82 Prozent) und beim Oralverkehr (70 Prozent) sinkt das Wissen aber rapide. Dass in Einzelfällen sogar beim Küssen Geschlechtskrankheiten übertragen werden können, haben nur 22 Prozent auf dem Schirm. Am besten wissen über die mögliche Ansteckungsgefahr beim Küssen die Deutschen und Österreicher Bescheid (29 Prozent), dicht gefolgt von den

Schweizern und Engländern (26 Prozent). Dass Sex gesunden Schlaf fördern kann, ist der großen Mehrheit der befragten Menschen bekannt (84 Prozent). Dass er jedoch auch Herz-erkrankungen vorbeugen kann, wissen gerade noch 41 Prozent. Nur ein Viertel hat eine Ahnung davon, dass Sex prophylaktisch gegen Übergewicht helfen kann. Alle drei richtigen Antworten kennen lediglich neun Prozent. Besonders große Wissenslücken offenbaren die Belgier, am besten – auf insgesamt niedrigem Niveau – wissen Polen und Russen Bescheid. Andere Nationen überschätzen den guten Einfluss von Sex: Jeder zehnte Serbe glaubt irrtümlicherweise, dass Sex auch Asthma und Bronchitis lindere.

Unsicherheit in Polen

Auch hier lässt sich eine gewisse Sorglosigkeit mit der eigenen Gesundheit und der des Partners erkennen: Sechs von zehn Europäern werden trotz Erkältung intim. Dabei gibt die eine Hälfte davon (31 Prozent) an, ihren Partner trotz Erkältung zu küssen, die andere (30 Prozent) auch mit ihm zu schlafen, wenn dieser erkältet sei. Jeder Vierte findet Intimität bei Erkältung dagegen unangenehm. Weitere 16 Prozent sind besorgt, sich beim Partner anzustecken und verzichten daher. Italiener und Spanier zeigen sich insgesamt am sorglosesten – ähnlich wie beim Gang zur Arbeit sind die Menschen in Polen dagegen überaus vorsichtig. Gleichzeitig zeigen Polen die größten Wissenslücken zu den verschiedenen Übertragungswegen von Sexually transmitted diseases. 39 Prozent von ihnen (Europa: 30 Prozent) wissen nicht, dass beim Oralverkehr Krankheiten übertragen werden können, für 31 Prozent (Europa: 18 Prozent) gilt dasselbe beim Analverkehr. Auch die Gefahr von Küssen kennen hier nur 13 Prozent (Europa: 22 Prozent).

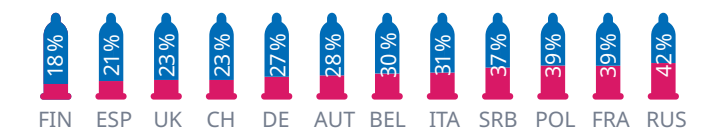
Kein Grund dafür scheint dagegen eine übertriebene Prüderie und Tabuisierung des Themas zu sein. Denn nur 22 Prozent der Polen reden nie mit ihrem Partner oder mit Freunden über Sex – ein Wert deutlich unter dem europäischen Durchschnitt (30 Prozent). Die Lust, generell über Sex zu reden, ist auch in anderen Ländern weitgehend vorhanden. Knapp die Hälfte der Europäer spricht mit dem Partner oder mit Freunden über die Häufigkeit von Sex (49 Prozent). Für 41 Prozent ist auch Verhütung ein Diskussionsthema. Seltener dreht es sich um sexuelle Unlust (33 Prozent) und sexuell übertragbare Krankheiten (30 Prozent). Jeder Fünfte redet zudem über erektile Dysfunktionen. Ausreißer sind hier Briten und Belgier: Über die Hälfte der befragten Menschen im Vereinigten Königreich (52 Prozent) reden nicht über Sexthemen, in Belgien sind es 40 Prozent. Das Gegenteil ist in Spanien und Serbien der Fall:

Hier sind lediglich für jeden Fünften Sexthemen ein Tabu. Insgesamt lassen sich jedoch Geschlechter- und Altersunterschiede beobachten: Frauen reden häufiger über Verhütung als Männer (48 Prozent/35 Prozent), über sexuelle Unlust (36 Prozent/30 Prozent) und sexuell übertragbare Krankheiten (33 Prozent/26 Prozent). Je älter die Befragten sind, umso häufiger ist für sie Sex ein Tabuthema: 40 Prozent der 50- bis 99-Jährigen reden nicht über Sex. Das Gleiche gilt nur für 18 Prozent der 18- bis 34-Jährigen. So zeigen sich durchaus Parallelen bei der Offenheit gegenüber den Themen „Sex“ und „Tod“.

Gefährliche Wissenslücken bei Sexually transmitted diseases.



3 von 10 Europäern wissen nicht, dass sie sich beim Oralverkehr mit Geschlechtskrankheiten infizieren können. Positive Ausnahme: Vor allem Finnland. Hier wissen „nur“ 18% nicht Bescheid.



Nur 39% aller Befragten haben sich schon auf eine Geschlechtskrankheit testen lassen.



¹ Straat, Vera & Bracke, Piet. (2015). How well does Europe sleep? A cross-national study of sleep problems in European older adults. International journal of public health. 60. 643-650. 10.1007/s00038-015-0682-y.

Corona-Spezial

Europa in der Pandemie



6.269 Befragte
im Alter von 16 bis
64 Jahren*



Online-Befragung
von Kantar:
23. – 27. April 2020



In Deutschland, Italien,
Russland*, Serbien*,
Spanien und UK.

Zufriedenheit mit Gesundheitssystem und Anerkennung für medizinisches Personal



61 % sind mit
dem eigenen
Gesundheitssystem
in der Corona-Krise
zufrieden.



15 % sind mit
dem eigenen
Gesundheitssystem
unzufrieden.



44 % aller Befragten
haben jetzt noch
größeren Respekt vor
der Leistung von Ärzten
und Pflegekräften.

Pessimistische Zukunftsaussichten



36 %

glauben, dass die Corona-
Pandemie eine Finanzkrise
auslösen wird.



29 %

glauben, dass Pandemien wie
diese künftig häufiger vorkommen
und z. B. Einfluss auf unsere
Reisefreiheit haben werden.



Wie verändert die Corona-Pandemie die Sicht auf die Gesundheit?

Wachsende Anerkennung für Mediziner

Das Coronavirus hat unseren Blick auf das Thema „Gesundheit“ verändert. Drei von vier befragten Menschen in den Ländern Deutschland, Italien, Russland, Serbien, Spanien und im Vereinigten Königreich unterschreiben das sofort. Das zieht sich durch wichtige Bereiche des Gesundheitswesens. Wenn das Coronavirus überhaupt etwas Positives bewirkt, dann ist es der veränderte Blick auf die Medizin und das Gesundheitssystem allgemein: Vor allem die Wertschätzung gegenüber der Arbeit der Ärzte und des Pflegepersonals ist bei 44 Prozent der Befragten gestiegen. Diese wachsende Anerkennung ist besonders in Regionen, die sehr stark unter dem Coronavirus litten, zu beobachten: in Italien und Spanien bei mehr als jedem Zweiten. Jeder Vierte hat insgesamt noch einmal deutlicher vor Augen geführt bekommen, wie wichtig gute Medikamente sind, und 15 Prozent wissen die Arbeit von Pharmaunternehmen nun mehr zu schätzen.

Allerdings sollten die Menschen, die sich alleingelassen und zu kurz gekommen fühlen, nicht ignoriert werden. Bis zu 16 Prozent (wie in Russland) haben in Zeiten des Coronavirus den Glauben an die Gesundheitsversorgung komplett verloren (länderübergreifend unter allen Befragten neun Prozent). Das gilt vor allem für Regionen mit ohnehin brüchigem Vertrauen darin. Auf der einen Seite zählen dazu häufiger Alleinstehende, Singles und Geschiedene, zum Beispiel in Russland, auf der anderen Seite – wie in Italien – Menschen, die in einem Haushalt mit Kindern oder Eltern im hohen Alter, also besonders Hilfsbedürftigen, leben. Zehn Prozent möchten sich künftig mehr auf Selbstmedikation verlassen. Das gilt vor allem für Spanier: Hier sind es 20 Prozent der Befragten.

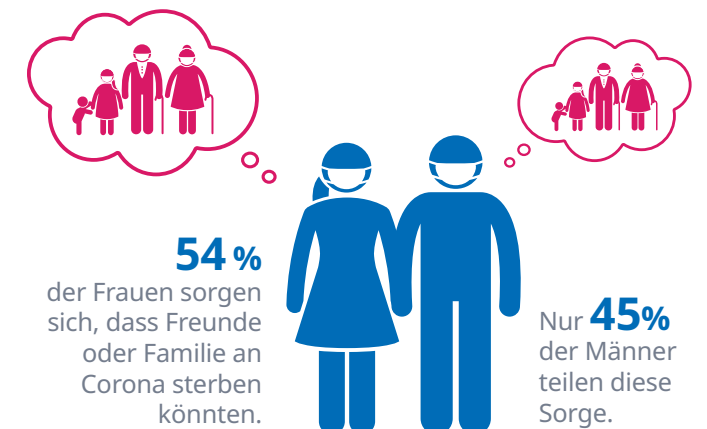
Positiver Eindruck vom Gesundheitssystem

Auch die grundsätzliche Bewertung des eigenen Gesundheitssystems in der Krise fällt eher positiv aus. 61 Prozent der Befragten sind damit zufrieden, weitere 24 Prozent sind in ihrer Bewertung „neutral“ und nur 15 Prozent negativ gestimmt. Der positive Eindruck gilt besonders bei Spaniern mit 75 Prozent, Briten (74 Prozent), Deutschen (67 Prozent) und Italienern (66 Prozent). Während in Serbien mehr als die Hälfte der Menschen zufrieden mit dem Gesundheitssystem in der Krise ist, gilt das in Russland nur für 31 Prozent – bei- des Länder, in denen auch ansonsten eher Unzufriedenheit mit dem eigenen Gesundheitssystem herrscht.*

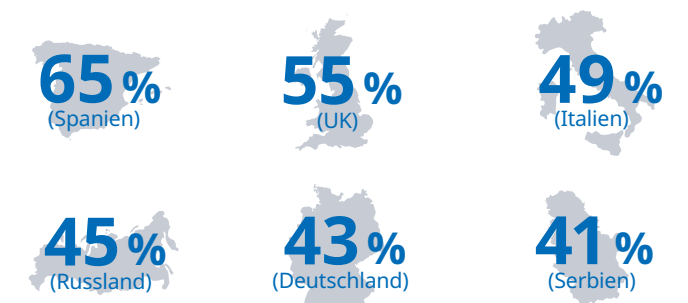
„Wo bleibt der Impfstoff?“

In den sechs zu Corona-Zeiten befragten Ländern sind die Menschen vor allem von drei Ängsten getrieben: Es beunruhigt sie, dass der Impfstoff auf sich warten lasse (42 Prozent). Sie sorgen sich um ihre Freunde und Familie (50 Prozent). Sie fürchten, den Job zu verlieren (40 Prozent). In Deutschland und Italien (einem Land mit bestehender Impfpflicht) rangiert die Hoffnung auf einen baldigen Impfstoff ganz oben: Etwa jeder Zweite sehnt ihn herbei. In diesen beiden Ländern sind Offenheit und Wissen rund ums Impfen ohnehin sehr hoch, Deutsche prüfen ihren Impfausweis zudem überdurchschnittlich regelmäßig.* Außerdem sorgen sie sich während der Pandemie um ihre Liebsten. Diese Angst nimmt die zweite Stelle ein. Bei Spaniern (65 Prozent) und Briten (55 Prozent) steht die Angst davor,

Frauen haben größere Angst um ihre Liebsten als Männer.



Im Ländervergleich sorgen sich Spanier am meisten um ihre Liebsten.



dass Freunde oder Angehörige sterben könnten, an erster Stelle. Grundsätzlich machen sich mehr Europäer Sorgen um die Gesundheit ihrer Liebsten als um ihre eigene. Während jeder zweite Europäer primär an Familie und Freunde denkt, haben nur 30 Prozent Angst um sich selbst. Dieses Phänomen gilt geschlechterübergreifend, bei Frauen noch stärker als bei Männern. Das könnte insgesamt damit zu tun haben, dass sich viele Befragte aufgrund ihres Alters nicht zur öffentlich diskutierten „Risikogruppe“ zählen, dafür aber Menschen aus ebendieser Gruppe kennen – zum Beispiel die eigenen Eltern oder Großeltern. Das vergrößert die Angst um die Liebsten und verringert die Angst um sich selbst. Anderer Grund für die Diskrepanz: Es klingt womöglich einfach nobler, sich um andere zu sorgen.

Und welches Land macht sich die wenigsten Sorgen? Generell zeigt sich, dass die Serben am wenigsten Angst während der Corona-Pandemie haben: Jeder Sechste gibt an, sich keinerlei Sorgen zu machen. Europaweit sagt das nur jeder Vierzehnte, in Italien und Spanien kaum messbare zwei Prozent.

In Russland ist die größte Angst wirtschaftlich begründet. 53 Prozent der Russen fürchten sich davor, wegen der Corona-Krise ihren Job zu verlieren, weil die Wirtschaft einbreche. Das gilt in ähnlichem Ausmaß nur für Italien (48 Prozent) und Spanien (46), also zwei Länder, die auch vor der Corona-Pandemie gesamtwirtschaftlich angeschlagen waren. Dagegen haben nur 27 Prozent der Serben und je 32 Prozent der Deutschen und der Briten Angst vor wirtschaftlichen Auswirkungen und Jobverlust – Brexit hin oder her.

Coronavirus gut fürs soziale Miteinander?

Die Pandemie-verursachten Ängste spiegelt auch der Blick in die Zukunft wider: Insgesamt überwiegt der Anteil der Pessimisten, die schon für die zweite Jahreshälfte 2020 zum Teil dramatische Folgen wie eine Finanzkrise oder bleibende Einschränkungen aufgrund zukünftiger Pandemien auf uns zurollen sehen, den Prozentwert der Optimisten. Auf zwei Optimisten kommen rund drei Pessimisten. In Russland haben vier von sechs Befragten pessimistische Zukunftsaussichten, genau wie in Spanien und Deutschland, hier besonders die über 50-Jährigen. Lediglich in Serbien halten mehr Menschen eher positive als negative Auswirkungen für möglich, zum Beispiel fürs soziale Miteinander – hier zeigen sich erneut die „furchtlosen Serben“. Was insgesamt noch auffällt, ist der hohe Anteil der verunsicherten Menschen: Im Vereinigten Königreich trifft das auf jeden Vierten

zu. Manche Menschen wagen daher kaum eine Prognose, wie die Welt in Post-Corona-Zeiten aussehen werde. Wer will es ihnen angesichts der Meinungsvielfalt selbst unter erfahrenen Politikern und Wissenschaftlern verdenken?

Apotheke vor Ort bleibt erste Wahl

Das Medium, das von der Pandemie mit am stärksten profitiert hat, ist das Internet. Vor allem, um sich Informationen zu beschaffen und vom Arzt via Webcam behandeln zu lassen, wird es in Krisenzeiten genutzt. Das gilt besonders für Spanien, ein Land mit ohnehin überdurchschnittlich hoher Online-Affinität*: Hier sind 28 Prozent bereit für eine Webcam-Behandlung in Corona-Zeiten, jeder vierte Spanier befragt „Dr. Google“ bei medizinischen Problemen. Ansonsten bestätigen aber 37 Prozent aller Befragten, dass sich ihr Online- und Bestellverhalten in der Corona-Krise nicht verändert habe.

Nicht merklich zu leiden unter dem Corona-bedingten Internet-Boom haben die stationären Apotheken. Nur eine Minderheit der befragten Menschen haben während der Krise angefangen, ihre Medikamente online zu bestellen – unter allen Befragten gerade einmal sieben Prozent. Der Großteil hat das Kaufverhalten nicht geändert oder vertraut weiterhin der Apotheke vor Ort mit persönlicher Beratung. Learning für einige Menschen: Sie möchten sich künftig einen gewissen Vorrat ihrer notwendigen Medikamente anlegen, darunter sicherlich zahlreiche chronische Patienten mit Dauermedikation. In Russland plant das jeder Fünfte.

Kritischer Blick auf globale Medizinversorgung

Warum die bessere Vorsorge im eigenen Haushalt? 33 Prozent halten die Abhängigkeit von fremden Märkten wie China oder Indien in der Arzneimittelproduktion für unverantwortlich. 25 Prozent sehen das Phänomen mindestens bei lebenswichtigen Medikamenten kritisch. Sie fordern, solche Arzneimittel im eigenen Land oder in europäischen Nachbarländern produzieren zu lassen. Besonders in Spanien und in Deutschland herrscht diese Meinung vor. Allerdings ist nur eine Minderheit bereit, dafür ein wenig mehr zu bezahlen: 15 Prozent geben das europaweit an, in Spanien 22, in Deutschland und Italien je 18, im Vereinigten Königreich 15 und in Russland und Serbien je zehn Prozent. Hier klaffen also Anspruch und Opferbereitschaft – in allen Ländern – bisher weit auseinander.

*Information stammt aus der Hauptstudie

Urheber

STADA Arzneimittel AG
Stadastraße 2–18
61118 Bad Vilbel
Telefon: 0 61 01/6 03-0
Fax: 0 61 01/6 03-259
E-Mail: info@stada.de
Website: www.stada.de bzw. www.stada.com

Herausgeber

STADA Arzneimittel AG

Verantwortlich im Sinne des Presserechts

Frank Staud

Projektleitung und Redaktion

STADA Arzneimittel AG, Bad Vilbel
Marktforschung: Kantar GmbH, eine weltweit führende Healthcare Beratungs- und Marktforschungsagentur
Layout/Design: komm.passion GmbH
Druck: Pinsker Druck und Medien GmbH

Bildquellen: © Jeremy – stock.adobe.com; © Francois Poirier – stock.adobe.com; © warmworld – stock.adobe.com; © Egor Shilov – stock.adobe.com; © Maxim Grebeshkov – stock.adobe.com; © goodzone95 – stock.adobe.com

Copyright

© 2020 by STADA Arzneimittel AG

Aktuelle Informationen über den STADA Konzern sind im Internet unter www.stada.de beziehungsweise www.stada.com abrufbar.

Rechtlicher Hinweis

Veröffentlichungen – ganz oder teilweise – sind nur unter Angabe der Quelle und des Copyrights gestattet.

Diese Publikation ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung ist ausdrücklich untersagt, sofern nicht eine ausdrückliche schriftliche Einwilligung seitens der STADA Arzneimittel AG vorliegt. Ausgenommen davon ist die Vervielfältigung für den ausschließlichen privaten und sonstigen eigenen Gebrauch.

Belegexemplare erbeten an:

STADA Arzneimittel AG
Media Relations
Telefon: 0 61 01/6 03-165
Fax: 0 61 01/6 03-215
E-Mail: press@stada.de

